

Johann A. Schüle

Try again, fail better

Über die sinnvolle, aber schwierige Beziehung von Psychoanalyse und Soziologie

Die Verbindung von Psychoanalyse und Soziologie hat eine ganze Reihe von eindrucksvollen Kreationen hervorgebracht, die aus der Geschichte der Aufklärung nicht wegzudenken sind. Seit Freud hat eine Fülle von psychoanalytischen Autoren und Autorinnen (von Fromm bis Mitscherlich und Richter) Arbeiten publiziert, die gesellschaftliche Themen mit psychoanalytischen Mitteln behandelten und damit wissenschaftliche und öffentliche Diskurse beeinflusst und bereichert haben. Und auch viele prominente Soziologen haben ihre Studien mehr oder weniger intensiv mit psychoanalytischen Theorien angereichert. Adorno und Elias, Parsons und Riesman, aber auch Smelser und Giddens stehen für (mehr oder weniger) gelungene Versuche, beide Paradigmen in Kontakt zu bringen.

Beide verbindet und trennt jedoch auch eine lange Geschichte von Ignoranz, von Kontaktversuchen voller Schwierigkeiten, Missverständnissen, Streitereien und Schmähungen. Ungetrübt war sie nie, die Beziehung. Psychoanalytikerinnen merken dazu an, dass sich über wohlwollende Deklarationen hinaus ein „ernsthaftes und genuines Interesse“ an der Soziologie in der Psychoanalyse sich nicht entwickelt habe, dass vielmehr oft eine „furchtsame Distanz“ zur Soziologie vorherrsche und dass sie von vielen Analytikern eher misstrauisch beäugt wurde und wird (so die Zusammenfassung von A. Ebrecht-Laermann).

In der Soziologie haben sich lange Zeit in Bezug auf Psychoanalyse Respekt und Ablehnung in gewisser Weise die Waage gehalten. Davon kann gegenwärtig nicht mehr die Rede sein. Die meisten Beobachter konstatieren, dass die zeitweilig intensiven Diskussionen versandet sind und kaum bleibenden Spuren im Kern des Faches hinterlassen haben. In der Soziologie herrsche – so die Diagnose – die Überzeugung, dass die Psychoanalyse zum Hauptgeschäft der Soziologie nicht viel beizutragen hat.

Allerdings beruht diese Überzeugung nicht auf genaueren Kenntnissen. Auf Kenntnisse ist Ablehnung natürlich nicht angewiesen, aber sie wird durch Unkenntnis erleichtert. Und die hat zugenommen. Während es noch vor zwei Generationen gewissermaßen zur soziologischen Allgemeinbildung gehörte, wenigstens die Haupttexte von Freud zu kennen, sind seine Arbeiten – und erst recht die Leistungen der neueren Psychoanalyse – in der Soziologie (aber nicht nur dort) weitgehend unbekannt.

Aber es gibt auch eine andere Seite: Immer wieder zeigt sich neues Interesse an der Verbindung von Soziologie und Psychoanalyse, bilden sich – meist außerhalb oder am Rand des institutionellen Normalbetriebs – neue Initiativen und bemer-

kenswerte Diskurse zum Thema – trotz aller widrigen Bedingungen. Das lässt darauf schließen, dass das Interesse an der Kooperation, aber auch das kreative Potenzial der Kooperation deutlich größer ist als das, was momentan im Bereich der Institutionen selbst stattfindet bzw. stattfinden kann.– Aus psychoanalytischer wie aus soziologischer Sicht sind solche Beschränkungen, Konflikte und Krisen das Ergebnis von nicht bewältigten oder schwer behandelbaren Problemlagen. Wenn man dieses Missverhältnis ändern will, muss man wissen, was die Gründe dafür sind.

Ein Teil der Probleme, die das Verhältnis von Psychoanalyse und Soziologie belasten, ist Resultat der jeweiligen situativen und historischen Umstände. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass die frühen Kontakte zwischen Psychoanalyse und Soziologie wenig erfolgreich waren und ihre Ergebnisse aus heutiger Sicht unzulänglich sind. Denn beide befanden sich zu diesem Zeitpunkt noch im Pionierstadium. Pionierstadium bedeutet bei Wissenschaften, dass ihr Themenzugang weitgehend aus Grobmarkierungen besteht und sie mit noch unzulänglichen Mitteln und geringen Kapazitäten arbeiten. Dem entspricht eine wenig entwickelte Organisation. Häufig bestehen sie nur aus Einzelkämpfern, aus weitgehend improvisierten sozialen Strukturen oder aus insulären Gruppierungen mit wenig Kontakt, dafür umso mehr Konflikten – so auch im Fall der Soziologie. Die Psychoanalyse ist dagegen – mit allen Vor- und Nachteilen, die eine solche Entwicklung hat – monozentrisch entstanden. Aber auch sie zeigte zu diesem Zeitpunkt alle Merkmale eines Pionierstadiums.

Auf Grund ihres prekären Zustands sind Pionierinstitutionen kaum imstande, differenzierte Kontakte nach außen zu entwickeln – und die Präsentation ihrer Leistungen nach außen erfolgt mit den begrenzten Mitteln und Formen, die zur Verfügung stehen. Anders gesagt: eine noch wenig entwickelte Psychoanalyse traf auf eine noch wenig entwickelte Soziologie. Theoretisch hätten sie sich einiges bieten können, aber praktisch waren nur in seltenen Ausnahmen die Fähigkeiten vorhanden, in den gering entwickelten Angeboten das zu erkennen, was darin an Potenzial steckte – geschweige denn die Fähigkeit, daraus eine tragfähige Kooperation zu entwickeln.

So mussten die frühen Kontaktversuche Episoden bleiben – häufig anregend, aber oft ungekonnt und meist begleitet von heftiger Ablehnung aus dem Kern der jeweiligen Zunft. – Dass sich eine breite Welle ernsthafter Vermittlungsversuche eine Generation später in den USA entwickelte, hing nicht nur damit zusammen, dass sowohl Soziologie als auch Psychoanalyse aus Europa vertrieben wurden. Eine wichtige Rolle spielte dabei auch die stärker innovationsorientierte und pragmatische Einstellung der amerikanischen Wissenschaftskultur, die Neues gern aufgriff und nachschaute, was sich damit machen ließ. Zwar ließen die Art und Weise, wie dies geschah, die Haare der europäischen Beobachter oft zu Berge stehen, aber es entstand immerhin eine vitale und engagierte Diskussion, die versuchte, beide Paradigmen zusammenzubringen.

Dass davon zwei Generationen später davon kaum mehr etwas zu sehen ist, hat mehrere Gründe. Dazu zählt zunächst – aus soziologischer Sicht beschrieben –, dass die Psychoanalyse inzwischen keine Novität mehr ist, sondern sozusagen Teil des wissenschaftlichen Normalinventars geworden ist. Jetzt gelten andere psychologische Paradigmen als neu und werden – je nachdem – als vielversprechend oder provozierend gehandelt. Dagegen ist die Psychoanalyse eingereiht in das normalisierte Repertoire und hat daher eher die Aura einer alten oder gar veralteten Sichtweise. – Gehalten und weiterentwickelt haben sich dagegen die allergischen Reaktionen, die sie auslöst – auch im Wissenschaftsbetrieb. Zudem hat es im Verhältnis zur Soziologie noch eine problemverstärkende Episode gegeben: Die ebenso heftige wie unglückliche Zuneigung zur Psychoanalyse während der sogenannten Studentenrevolte. Diese heiße Zeit hat ernsthafte Bemühungen um Interdisziplinarität und „Engagierte Analysen“ (so ein Buchtitel von H.E. Richter) hervorgebracht, aber eine ganze Reihe von Versuchen, mit einer Mixtur von Marx und Freud die bürgerliche Gesellschaft aus den Angeln zu heben, wobei mit der Soziologie und auch der Psychoanalyse manchmal ziemlich rabiat „abgerechnet“ wurde.

Das hat beide Zünfte ziemlich erschreckt und nach der Wiederherstellung von Normalität zur Folge gehabt, dass Marx und Freud in der Soziologie erst mal kontaminiert waren – unzitierbar, unverwendbar und daher auch tabu für alle, die Karriere machen wollten.

Gleichzeitig setzten sich in der Soziologie auf breiter Front neo-utilitaristische und systemtheoretische Sichtweisen durch, die in den dominanten Varianten wenig Verständnis für Psychodynamik aufwiesen. Kurz: der herrschende Zeitgeist und damit auch die Chancen für Ressourcen und Karrieren sprachen gegen eine weitere Beschäftigung mit Psychoanalyse. Das hatte dann auch den Effekt, dass das Wissen über Psychoanalyse in der Soziologie weiter abnahm. Übrig geblieben ist hauptsächlich das weit verbreitete Gerücht, sie sei eine unwissenschaftliche Form der Spekulation.

So weit, so schlecht. Wenn es jedoch nur die Konjunkturen und Opportunitäten des Wissenschaftsbetriebs wären, die eine Kooperation erschweren, müsste man eigentlich nur abwarten, bis sich der Wind wieder dreht und sich dafür in Stellung bringen. Die Probleme haben jedoch auch eine strukturelle Dimension, die die akzidentellen Verwicklungen und Komplikationen ermöglichen und anfeuern. Die strukturellen Probleme hängen eng mit den Themen zusammen, die Psychoanalyse und Soziologie behandeln und den Folgen, die sich daraus ergeben. Ich möchte das mit einigen erkenntnis- und institutionstheoretischen Überlegungen verdeutlichen, wobei mich auf Fragen der Theorie und ihrer Institutionalisierung konzentriere.

Dabei geht es:

- Zuerst um die Frage, was Theorien können müssen, um ihrem Gegenstand gerecht zu werden,
- Dann um die Folgen, die das für die Theorien und ihre Verwender hat.

- Schließlich um die Konsequenzen, die sich aus dem Problemprofil der Theorien, mit denen Psychoanalyse wie Soziologie arbeiten, für Kontakte und Kooperationsversuche zwischen beiden ergeben.

Generell sind Theorien wie Methoden selektive und reduzierende Mittel, die eine vereinfachte symbolische Darstellung von Realität erzeugen. Das, was sie dazu tun müssen, hängt vor allem auch von der Art der Realität ab, um es sich handelt. Es gibt eine lange Geschichte der Auseinandersetzung um die Frage des Gegenstands von Erkenntnis. Augenscheinlich ist, dass Realität nicht gleich Realität ist, auch wenn unsere Welt eine Einheit bildet. Es gibt quantitative und qualitative Differenzen; es gibt Dinge und Abläufe, die immer gleich sind und solche, die immer verschieden sind. Und es gibt welche, die beides sind – regelmäßig und unregelmäßig zugleich. – Es macht daher wenig Sinn, von einer (monolithischen) Realität auszugehen. Man wird der Einheit der Gegensätze aus meiner Sicht am ehesten gerecht, wenn man davon ausgeht, dass es unterschiedliche logische Typen von Realität gibt, die sich empirisch auf verschiedene Weise mischen können. – Orientiert man sich bei der Auswahl dieser Realitätstypen an dem, was die bisherigen Diskussionen erbracht haben, so lassen sich idealisiert zwei Logiken unterscheiden: Identität und Differenz. Die damit korrespondierenden Realitätstypen sollen hier – in Anlehnung an häufig verwendete Begriffe – als „nomologisch“ (d.h.: gesetzmäßig) und „autopoietisch“ (d.h.: sich selbst erzeugend und daher immer verschieden) bezeichnet werden.

Nomologische Realität ist – innerhalb ihres Gültigkeitsraumes – immer gleich, folgt also feststehenden Regeln. Entsprechend hat sie keine Alternativen. Sie ist kontextunabhängig gegeben und kann genutzt, aber nicht verändert werden. *Autopoietische* Realität ist nicht, sondern entsteht und vergeht in einem permanenten interaktiven Prozess. Daher besteht sie in Bewegung und Veränderung von Bestandteilen, sie ist immer verschieden, hat immer Alternativen und generiert neue Optionen. – Wie gesagt: das sind logische Typen, die es empirisch so nicht gibt. Reine Nomologie existiert nur in Lehrbüchern – als Abstraktionsprodukt, die die Wissenschaft aus realem Geschehen herausgefiltert hat. Reine Autopoiesis ist ebenfalls eine Abstraktion, weil sie nicht für sich existieren kann, sondern auf von außen zur Verfügung gestellte oder selbst generierte Stabilität und Regelmäßigkeiten angewiesen ist. Nomologie und Autopoiesis sind also die gedachten Extremformen des Spektrums der Variationsmöglichkeiten von Realität. Empirisch existieren Identität und Differenz, d.h. Determination und Kontingenz in unterschiedlichen Kombinationen.

Mit dieser Unterscheidung lassen sich nun die Differenzen bestimmen, die sich im methodischen und theoretischen Umgang mit den Realitätstypen ergeben. Nomologische Realität lässt sich – da sie invariant und unabhängig von ihrem Kontext besteht – beliebig isolieren und manipulieren. Sie wird auch durch den Einsatz von Hammer- und Schraubstock-Methoden nicht in ihrer Logik verändert. Man kann sie daher ohne Verzerrung der Ergebnisse isolieren und in Sondermilieus

(z.B. Experimenten) bearbeiten. Experimente lassen sich beliebig wiederholen und führen bei gleichen Bedingungen zum gleichen Ergebnis. Die Herauslösung bestimmter Einzelheiten aus ihrem Kontext – also analytischer Dekomposition – ist dabei kein Risiko, sondern bietet im Gegenteil die Möglichkeit spezialisierter Behandlung. Methoden haben hier also Zeit und Freiheitsgrade und sie werden zugleich über die Zuverlässigkeit und Konsonanz der Ergebnisse kontrolliert.

Und vor allem: Methoden können – innerhalb der prinzipiellen Grenzen ihrer Leistungen – zu definitiven Ergebnissen kommen.

Dadurch lassen sie sich quantifizieren und vor allem algorithmisch reduzieren, ohne dass Wesentliches verloren geht. Theorien können hier also die Gesetzmäßigkeit ihres Gegenstands ohne Informationsverlust in eindeutiger Form erfassen. Sie lassen sich daher auch in einer *denotativen* Form, also eindeutig und abgegrenzt zum Ausdruck bringen. Dazu verwenden Theorien eine Kunstsprache – ein geschlossenes (idealerweise: mathematisches) Symbolsystem aus digitalen Zeichen und einer hoch selektiven Grammatik. In dieser logischen Sonderwelt ist jederzeit entscheidbar, was richtig und was falsch ist. Die so gewonnen Formeln sind kontextunabhängig gültig und für alle Anwender bindend – wer denotative Theorien benutzt, muss zum gleichen Ergebnis kommen.

Der Umgang mit autopoietischer Realität stellt andere Anforderungen und hat andere Konsequenzen. Eine eigendynamische Realität, die sich aus dem Zusammenspiel von veränderbaren Faktoren ergibt, die immer verschieden ist und sich verändert, lässt sich nur begrenzt und nur zum Teil methodologisch fixieren, isolieren und algorithmisch reduzieren. Denn je mehr ein Gegenstand methodisch kontrolliert, sprich: festgelegt wird, desto weniger kann er seine Eigendynamik entfalten; je mehr er jedoch sich eigendynamisch entwickelt, desto weniger ist er methodisch kontrollierbar. Methoden müssen hier einen Balanceakt zwischen Festhalten und Laufenlassen versuchen, wobei das Festhalten die Eigendynamik zum Verschwinden bringt und das Laufenlassen die Möglichkeit zur Generalisierung erschwert. Reliabilität geht in gewisser Weise auf Kosten von Validität und umgekehrt – eine Strategie behindert also die andere. Das heißt: es gibt keine perfekte Methoden der empirischen Forschung, es gibt keine definitiven Ergebnisse.

Damit haben Theorien in methodisch generierten Befunden keinen eindeutigen und sicheren Halt. Sie können ihr Thema weder vollständig noch präzise erfassen und bleiben unvermeidlich ein Stück weit spekulativ. Was sie tun, ist immer auch falsch. Je schärfer sie auf bestimmte Aspekte des empirischen Geschehens zentriert sind, desto mehr relevante Aspekte werden ausgeklammert. Je genauer sie einen bestimmten Aspekt erfassen, desto weniger sind sie imstande, die anderen genauso gut zu erfassen. Und was sie hier und jetzt erfassen, ist dort und später anders.

Methoden müssen zugleich zugreifen und locker lassen; Theorien müssen sich festlegen und zugleich offen bleiben, sie müssen reduzieren, ohne Substanz zu verlieren, sie müssen fest sein, ohne Flexibilität zu verlieren. Sie brauchen vor allem die Fähigkeit, sich den Entwicklungen und Veränderungen des Gegenstands anpassen zu können. Dazu sind denotative Theorien mit ihren strikten Festlegungen

nur begrenzt geeignet. Daher brauchen Theorien hier ein *konnotatives* Leistungsprofil. Sie müssen Verbindungen herstellen können, ohne dabei den Kontakt zu anderen Optionen zu verlieren; sie müssen Komplexität erhalten können, ohne dabei in abstrakter Indifferenz zu versinken. Dazu verwenden sie Begriffe (statt Zeichen), also Konzepte mit assimilationsfähiger Semantik und eine Grammatik, die wegen ihrer Flexibilität in gewisser Weise zwischen Kunstsprache und Umgangssprache steht. Die Begriffe bilden typische Muster, mit denen sie versuchen, das ganze thematische Feld abzudecken, also sowohl die allgemeine Logik als auch den Möglichkeitshorizont der konkreten Formen und Variationen zu umfassen. Dazu bedienen sie sich auch analoger Mittel, wenn man so will: bildlicher Inszenierungen des Themas, die Wesentliches ausdrücken und zugleich anschlussfähig für Vieles sind. „Familie“ ist beispielsweise als wissenschaftliches Konzept ein vektorieller Versuch, Logik, Empirie und Möglichkeitshorizont der primären Formen des Zusammenlebens zu erfassen. Solche analoge Begriffe bleiben jedoch zwangsläufig unscharf und mehrdeutig.

Kurz: Autopoietischer Logik stellt Theorien und Methoden vor nicht definitiv lösbare Probleme. Dies hat weitreichende Folgen, von denen ich einige kurz ansprechen möchte.

- Zunächst bedeutet diese Doppelaufgabe, dass Theorien einen Spagat zwischen der allgemeinen Logik und der spezifischen Konstellation von Einzelfällen schaffen müssen. Deshalb ist sie nirgends zu Hause und muss unentwegt Transformationsleistungen vollbringen: Vom Allgemeinen zum Besonderen und umgekehrt. Weder in die eine noch in die andere Richtung führt jedoch ein direkter und immer gleicher Weg, so dass diese Transformationen ständig neu entwickelt werden müssen.
- Angesichts der vielfältigen Möglichkeiten müssen konnotative Theorien eine Auswahl treffen. Sie können nicht alle relevanten Faktoren zugleich und gleich gut thematisieren. Das bedeutet auch, dass keine Sichtweise perfekt sein kann. Immer fehlt etwas oder wird nur unzulänglich erfasst. Es gibt daher stets verschiedene Möglichkeiten der Thematisierung und deren Begründung. Dies hat zur Folge, dass es konnotative Theorien typischerweise im *Plural* gibt – als multiparadigmatisches Feld in dem die Subparadigmen jeweils unterschiedliche Stärken und Schwächen haben.
- Dabei bleiben die Befunde von Theorien und Methoden *prinzipiell unsicher*, weil ihr Gegenstand sich auf komplexe Weise bewegt und verändert und schon deshalb jeder Zugriff riskant ist. Das hat auch zur Folge, dass Theorien nicht ohne Weiteres in „wahr“ und „falsch“ unterteilt werden können, sondern u.U. beides zugleich sind – und dass unter Umständen die Schwächen Voraussetzung für die Stärken sind. Dazu kommt, dass unter restriktiven Bedingungen – und das sind sie fast immer – diese widersprüchliche Mischung häufig die einzig verfügbare Form ist, in der Erkenntnisse gewonnen und transportiert werden können.

- Die Dynamik ihres Gegenstands und deren Kehrseite – ihre strukturellen Defizite – halten Theorien ständig auf Trab. Sowohl die Subparadigmen (und damit das Theoriefeld als Ganzes) als auch gegenstandsbezogene Theorien bleiben unabgeschlossen, weil ihr Thema immer neue Entwicklungen und Variationen hervorbringt, aber auch, weil das Ringen um die richtige Erfassung immer weiter geht. Theorien und Methoden lassen sich nicht abschließen; sie bleiben eine „Dauerbaustelle“.
- Ein weiterer Punkt betrifft das Verhältnis von Theorien zu ihrer Anwendung. Einerseits hängt die Produktivität von konnotativen Methoden und Theorien von ihrer kreativen *Anwendung* ab, da sie bloßes Potenzial sind – man kann also auch gute Theorien durch dogmatischen Gebrauch ruinieren. Andererseits ist auch die *Verbindung von Theorie und Praxis mehrdeutig*, weil aus Theorien praktische Konsequenzen nicht direkt hervorgehen, sondern erst „praxeologisch“, also in einem eigenen Reflexionsprozess, entwickelt und umgesetzt werden müssen.
- Ein letzter Punkt betrifft das systematische Verhältnis von Erkenntnis und Gegenstand. Nomologischer Realität bleibt Reflexion prinzipiell äußerlich. Dagegen kann es zu einer wechselseitigen Beeinflussung von auto-poietischer Realität und ihrer Reflexion kommen. Theorien und Methoden sind Teil ihres Themas, kommunizieren mit ihm und können dadurch kulturspezifisch eingefärbt und ideologisch aufgeladen sein (was ihre Freiheitsgrade einschränkt und ihnen sekundäre Funktionen zuweist). Umgekehrt thematisiert Reflexion dann den laufenden Betrieb der auto-poietischen Realität, mischt sich damit ein, was für beide Seiten riskant sein kann. –

Alle diese Merkmale – „Heimatlosigkeit“ und Unabschließbarkeit, Multiparadigmatik und die Verstrickung in die Dynamik ihres Themas – haben eine gravierende Konsequenz. Konnotative Theorien haben chronische Legitimations- und Balanceprobleme. Sie müssen nicht nur ihre Themen, sondern auch sich selbst ständig beobachten. Es ist daher nicht verwunderlich, dass Physiker sich eher selten mit der Begründung ihres Tuns beschäftigen, während Historiker, Soziologen oder Psychoanalytiker intern wie extern ständig mit Begründungsproblemen ringen und dabei zwar Fortschritte – im Sinn von besserem Verständnis –, aber keine definitiven Lösungen erreichen.

Dieses prekäre Profil konnotativer Theorien belastet auch den notwendigen Prozess der Institutionalisierung. – Mit „Institutionalisierung“ ist gemeint, dass alles, was sozial Bestand haben und wirksam sein will, auf eine funktionsfähige soziale Form angewiesen ist. Sie sorgt für die Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung einer nach außen hinreichend abgegrenzten Einheit, die nach innen organisiert ist und den Austausch mit ihrer Umwelt steuert. Die Ordnung von Institutionen schließt vor allem Themendefinition und Regeln der Themenbehandlung ein

(was sind relevante Themen? Wer darf und muss was tun, um die themenbezogenen Ziele zu erreichen?). Sie hält diesen produktiven Prozess durch reproduktive Leistungen aufrecht – vor allem in Form einer sozialen Struktur, die regelt, die kontrolliert und steuert, wer was ist und wer was zu sagen hat, was wie zu geschehen hat und was passiert, wenn die Regeln nicht eingehalten werden. Damit werden die funktionalen Grundlagen erhalten und angepasst, was zugleich auch die Identität der Institution und ihrer Akteure festlegt, schützt und stützt.

Dazu müssen sie sich allerdings erst entwickeln. Wenn Institutionen die eingangs schon angesprochene Pionierphase überstehen, durchlaufen sie einen Prozess der Expansion und Konsolidierung, in dessen Verlauf sich solide Muster der Themenbehandlung herauskristallisieren und sich die sozialen Formen verfestigen. Daraus entsteht ein institutioneller Normalzustand.

Das impliziert, dass sie idealiter – ihre Themen auf der Höhe der verfügbaren Möglichkeiten behandelt – die soziale Struktur angemessen und die Beziehung zur Außenwelt stabil sind. Diese institutionelle Normalität wird durch internen und externen Wandel destabilisiert und muss dann reorganisiert werden, stellt also eine Art Fließgleichgewicht dar. Aber Normalität heißt natürlich nicht, dass Institutionen immer differenziert und vernünftig funktionieren. Im Profil von Institutionen spiegeln sich immer die internen und externen Konflikte und Restriktionen. Und unter dem Druck von Belastungen regredieren Institutionen auf ein niedrigeres Funktionsniveau, d.h.: Entscheidungen fallen irrationaler, Konflikte werden heftiger, der kognitive Horizont verengt sich, es wird improvisiert, was naturgemäß auch ihre Leistungsfähigkeit beeinträchtigt – Fehler und Dysfunktionen nehmen zu.

Soweit in aller Kürze ein Modell von Institutionsdynamik, das in spezifischer Form auch für Wissenschaften gilt. Auch hier gibt es jedoch erhebliche Differenzen. Weil ihr Gegenstand genau definierbar und beurteilbar ist, haben Wissenschaften, die nomologische Realität mit denotativen Theorien behandeln, gute Chancen, eine funktionierende Normalität zu entwickeln, ihre Grenzen stabil zu halten sowie ihre Leistungen vor den Auswirkungen inneren und äußeren Turbulenzen frei zu halten.

Wo mit konnotativen Mitteln gearbeitet wird, ist dagegen die Entwicklung einer funktionierenden Normalität schwieriger. Die skizzierten Merkmale von Theorien und Methoden lassen eine eindeutige, konsistente und fraglos akzeptierte Ergebnisse und Themendefinitionen nicht zu. Unscharfe und mehrdeutige Themen und Produkte sind jedoch Gift für Institutionen. Sie brauchen Sicherheiten und treffsichere Entscheidungen, um Prozesse zu regulieren, Ziele zu definieren, aber auch, um ihre Akteure dirigieren und entlasten zu können.

Aus diesem Grund hat das Problemprofil konnotativer Theorien erhebliche Konsequenzen – für die Institution insgesamt, aber auch für die Akteure. Was auch immer geschieht, ist problematisch und kann zu Recht kritisiert werden. Entwickelt sich eine Struktur, die stabil ist, dann ist sie in gewisser Weise auch repressiv; ist sie durchlässig und lässt viel zu, bietet sie nicht genügend Halt und Einheitlichkeit. Der erste Fall führt leicht zu einer Dogmatik, die die Akteure in ein Korsett zwingt und

die notwendige Beweglichkeit behindert; der zweite eher dazu, dass die Konturen verschwimmen und der innere Zusammenhalt gefährdet wird.

Diese schwierige Balance von Stabilisierung und Differenzierung führt – wo sie nicht in Richtung Chaos oder Sklerotisierung kippt – zu sekundären Strukturbildungen, die unter diesen Umständen eine suboptimale, aber funktionsfähige Form bieten. Eine solche Form stellt „Schulenburg“ dar. Dabei organisieren sich die einzelnen Subparadigmen als eigene Milieus, die innerlich mehr oder weniger geschlossen und nach außen – zum Beispiel durch Leitbegriffe mit Signalcharakter – abgegrenzt sind. Es entstehen dadurch in unübersichtlichen Kontexten so etwas wie konsistente Nahwelten. Auf diese Weise lässt sich intern (zumindest ein Stück weit) Stabilität gewinnen oder wenigstens simulieren – allerdings mit dem Unterschied, dass dies angesichts möglicher Alternativen, also in einem Konkurrenzfeld geschieht. Die Beziehungen zwischen diesen Submilieus sind meist nicht sonderlich freundschaftlich. Man ignoriert oder bekämpft sich und führt mehr oder weniger heftige Kontroversen darüber, welches das beste, möglichst das einzig wahre Paradigma ist.

Schon deswegen, aber auch, um nicht in den Abgründen und Irrgärten verloren zu gehen, entwickeln Submilieus insgesamt wie auch die einzelnen Akteure eine kontrafaktische Selbst-Überschätzung: Man überschätzt die Möglichkeiten des eigenen und unterschätzt die der anderen Paradigmen. – Nun ist die Wertschätzung des eigenen Methoden- und Theorierepertoires eine selbstverständliche Bedingung jeder Wissenschaft, letztlich jeder Form von Praxis. Aber hier geht es um ein durch Unsicherheit erzwungenes Übermaß. Es schafft zwar Sicherheit, ist aber selbst unsicher und muss mit Mitteln stabilisiert werden, die selbst zum Problem werden können.

Ein anderer Aspekt dysfunktionaler Selbstüberschätzung ist von Georges Devereux untersucht worden. In seiner Studie über „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften“ ging es darum, dass Methoden und Theorien ein Mittel sein können, um die psychodynamische Konflikte zu behandeln, die Reflexion mit sich bringt. Sie sind zunächst ein Heilmittel gegen das, was er die „Stummheit der Materie“ nennt – also gegen die Bedrohlichkeit des diffusen „Rauschens“ der Realität. Theorien stiften Ordnung, Methoden bieten die Möglichkeit der Kontrolle – aus Rauschen wird Sinn. Darüber hinaus – und das ist seine Hauptthese – sind Methoden und Theorien ein Schutz dagegen, von angsterregenden Themen überwältigt zu werden. Er beschreibt ausführlich, wie Forscher brisante Aspekte des Themas durch die Anwendung disziplinierender Methoden und abkühlender Theorien zu neutralisieren versuchen.

Speziell quantifizierende Methoden und denotative Theorien können im Bereich der Humanwissenschaften Abwehrfunktionen übernehmen. Wer also etwa Subinzisionsrituale durch die nüchterne Brille eines „Naturforschers“ betrachtet, der zählt und misst und dabei persönlich weit weg ist, erspart sich Angst und Ekel – und, so Devereux, verhindert so die konsequente Erfassung des Geschehens. – Damit spricht Devereux eine wichtige Dimension der Funktionalisierung von The-

orien und Methoden an, allerdings beschränkt auf eine Variante – nämlich den Einsatz denotativer Modelle zum Schutz davor, von der Qualität autopoietischer Prozessen bedroht zu werden.

Man kann und muss diese Perspektive noch erweitern. Unabhängig von ihrer sachlichen Richtigkeit kann *jede* Theorie, *jede* Methode, aber auch *jede Kritik* an Theorien und Methoden mit sekundären psychischen und sozialen Funktionen beladen sein. Und es geht nicht nur um Angstbewältigung, sondern um ein breites Spektrum psychodynamischer Funktionen. Dafür ist Devereux' Arbeit selbst ein Beispiel, weil er seine Befunde erkennbar dafür nutzt, seine akademischen Widersacher (z.B. Erikson) nieder zu machen. Auch konnotative Theorien können psychodynamisch aufgeladen sein. Sie eignen sich sogar besonders gut dafür, weil der Spielraum, den sie bieten, dem Selbst erhebliche Expansionsmöglichkeiten eröffnen. – Typisierend könnte man sagen, dass denotative Theorien und Methoden wegen ihrer strikten Festlegung eher mit Unterwerfung und Disziplinierung korrespondieren und die Anlehnung an ein starkes Objekt erlauben, während konnotative Theorien als Spielfeld für die Expansion des Größenselbst, aber auch der Behauptung von Originalität unter den Vorzeichen von Unsicherheit dienen können, weil es relativ leicht ist, sich einen Schrebergarten privater Theorien und Begründungen anzulegen.

Das verweist auf eine andere Seite der institutionellen Dynamik. Wo definitive Lösungen aus strukturellen Gründen nicht zu haben und die möglichen immer auch unzulänglich sind, führt die Arbeit am Thema zu immer neuen Anläufen und neuen Variationen von alten Ideen, ohne dass konsensfähige Lösungen gefunden werden – man kommt voran, dreht sich aber zugleich auch im Kreis und erfindet das Rad ständig neu. Daraus ergibt sich ein Kontrastprogramm zur „Schulbildung“. Es besteht darin, dass immer wieder neue (oder neu eingekleidete) Ideen, Begriffe und Konzepte auftauchen, die plötzlich in aller Munde sind, eine Zeit lang die Diskussionen beherrschen, um schließlich wieder in der Versenkung zu verschwinden oder ins Normalinventar übernommen zu werden. Manchmal handelt es sich tatsächlich nur um gut vermarktete heiße Luft, mit deren Hilfe es gelingt, Definitionsmacht und damit Status zu gewinnen. Solche Karrieren und Konjunkturen können aber auch in den Lücken und gegen die Routinen der Orthodoxie Differentes, Innovatives und manchmal auch Unterhaltsames zum Ausdruck bringen. Das bietet Oppositionsgruppen und neuen Generationen die Möglichkeit, sich in Stellung zu bringen und zugleich passagere (d.h. intensive, aber nicht zwingend dauerhafte) Möglichkeiten der Kanalisierung des Bedarfs an Abweichung und Abwechslung.

Schulbildung, aber auch Theorimoden und -konjunkturen sind nicht per se und nicht nur schlecht. Sie sind Ausdruck der Problemlagen, aber unter günstigen Umständen auch produktive Formen der Problembewältigung. Sie können als Strukturierungselement dienen und sind potenzielle Modi der Theorieentwicklung: Das Nebeneinander von verschiedenen Schulen erhält Komplexität, erhält den Konkurrenzdruck (den gerade konnotative Theorien brauchen) und über Moden lassen sich relativ unverbindlich und kostenarm Alternativen ausprobieren. – Auf

der anderen Seite hat beides seinen Preis, verschleißt Ressourcen und löst die Probleme nicht wirklich. –

Die strukturellen Probleme der Theoriebalance und -entwicklung haben auch Auswirkungen auf den institutionellen Prozess insgesamt. Im Grunde sind alle wichtigen Leistungen von Institutionen – Normierung, Mittelverteilung, Statuszuweisung – schwierig, wenn es keine klaren Kriterien gibt, so dass Entscheidungen oft arbiträr bleiben. Und die dazu verwendeten Mittel wie Hierarchisierung, Arbeitsteilung, Sanktion sind immer heikel – ganz abgesehen davon, dass sie nur begrenzt wirksam sind bzw. kontraproduktive Nebenwirkungen haben.

Das alles erschwert die Steuerung des institutionellen Geschehens und verhindert die Herausbildung einer institutionellen Normalität mit gut funktionierenden Routinen. Stattdessen entsteht das, was Erving Goffman als „phantom normalcy“ bezeichnet hat – eine fragile Normalität, die mit einem gewissen Maß an „So-tun-als-ob-alles-normal-ist“ operiert. Eine „phantom normalcy“ ist naturgemäß selbst ein Problem, das für unentwegte Auseinandersetzungen und kontroverse Stabilisierungsbemühungen sorgt, die keine (Er-)Lösung mit sich bringen. Statt also institutionelle Normalität – einen geordneten Betrieb mit stabilen Strukturen – zu entwickeln, verbleiben diese Institutionen daher in gewisser Weise dauerhaft im Pionierstadium, also im ständigen Ringen um ihre Grundlage und Identität; d.h. in einem Zustand, den Max Weber als „ewige Jugend“ bezeichnet hat.

Nimmt man alle diese Eigenheiten zusammen, so sind die spezifischen Schwierigkeiten der Balance sowohl der Psychoanalyse als auch der Soziologie evident: Die Gegenstandskomplexität autopoietischer Realität führt zu instabilen und unzulänglichen Methoden und Theorien, die Institutionen wie Akteuren allerhand abverlangen, um nicht zu sagen: sie überfordern, was wiederum eine Reihe von Bewältigungsstrategien provoziert, die ihrerseits zum Problem werden können.

Das trägt natürlich nicht gerade zur Vereinfachung der Beziehungen zum Umfeld bei. Sie sind ohnehin belastet – von innen wie von außen. Auch das hängt mit der Unsicherheit, aber auch mit der spezifischen Durchlässigkeit der thematischen Grenzen zusammen. Bezogen auf die Psychoanalyse hat Freud dazu bereits zwei Hinweise gegeben. Der erste: Die Botschaften der Psychoanalyse sind kontraintuitiv und stellen eine soziale Ruhestörung dar. Und der zweite: Es gibt keine funktionierende Trennung in „Experten“ und „Laien“. Oder, wie Freud sich ausdrückte: Weil jeder eine Psyche hat, hält sich jeder für einen Psychologen. Tatsächlich gibt es im Alltagsbewusstsein der Akteure und in öffentlichen Diskursen nicht-professionelle Konzepte der Themen, die in der jeweiligen Zunft professionell behandelt werden. Beides kollidiert zwangsläufig, weil die professionellen Zugänge gerade versuchen, die Thematisierungssperren und verzerrten Formen der Thematisierung in der Alltagswelt zu überwinden. Daher kommt es zu mehr oder weniger qualifizierten externen Reaktionen. Während kein Chemiker befürchten muss, dass „Laien“ seine Formel bezweifeln, müssen Soziologen, Historiker, Psychoanalytiker nicht nur mit interner (wissenschaftlicher) Kritik rechnen, sondern auch damit, dass

diejenigen, denen die Befunde nicht gefallen oder die sich provoziert fühlen, ihnen Legitimität oder Qualität absprechen.

Unqualifizierte Einmischungen der Außenwelt und mangelnde Bereitschaft zur Anerkennung verstärken die Tendenz, sich dagegen durch eine Verstärkung der Grenzen und die Reduzierung von Außenkontakten zu schützen. Dies wiederum kann – zusammen mit der kontrafaktischen Selbstüberschätzung – den Effekt haben, dass man sich gänzlich auf sich selbst zurückzieht, die Grenzen dicht macht und sich auf das eigene Repertoire beschränkt. Entsprechendes hört man ja in der Psychoanalyse immer wieder – etwa, wenn mit Emphase verlangt wird, die Probleme der Psychoanalyse sollten nur mit den Mitteln der Psychoanalyse behandelt werden oder wenn theoretische und methodische Vorschläge gerügt werden, weil sie nicht psychoanalytisch genug sind. Und auch in der Soziologie wurde immer wieder die Parole ausgegeben, Soziales dürfe nur durch Soziales erklärt werden.

Solche Strategien tragen vielleicht zur Sicherung von Grenzen und zur Reinheit des Objekts bei, aber sie führen zu *Isolationsschäden* – die Fähigkeit, mit der Umwelt zu interagieren und deren Ressourcen zu nutzen verkümmert. Außerdem werden so befestigte Grenzen leicht zum Austragungsort interner Konflikte – etwa, wenn mit der Frage „Ist das noch Psychoanalyse?“ Themen und Akteure disqualifiziert werden. – Das alles belastet das Verhältnis zur Außenwelt. Während Physiker und Chemiker vergleichsweise entspannt im Sonnenschein sozialer Anerkennung und mit der Sicherheit eines stabilen Gegenstands an die Arbeit gehen, erleben Psychoanalytiker (wie Soziologen auch) ihr soziales Umfeld als ambivalent, wenn nicht gar bedrohlich und sie müssen ständig Statusinkonsistenzen und negative Zuschreibungen verkraften.

Bedenkt man diese Umstände, so wird deutlich, worin für beide ein zentrales Problem von Kooperationen besteht. Denn Voraussetzung von Kooperation ist nicht nur, dass man die Hürde der Selbstgenügsamkeit und Kontaktängste überwindet. Man muss ein gemeinsames Objekt finden, welches von allen Beteiligten hinreichend geliebt wird und man muss sich auf Beziehungsregeln verständigen. Beides setzt das voraus, was in der Soziologie „Reziprozitätsregel“ genannt wird: wechselseitige Respektierung und Verständnis der (und für die) Realität der anderen Seite.

Generell gelingt Kooperation vergleichsweise leicht, wenn die Kooperationspartner stabil aufgestellt sind und sich auf Augenhöhe begegnen. Physiker und Chemiker tun sich daher insofern leichter, als sie jeweils auf sicherem Terrain stehen und sich gegenseitig nicht in Quere kommen. Die Präsenz eines anderen Paradigmas bedroht das eigene nicht. Ein gemeinsames Objekt enthält die unterschiedlichen Paradigmen sozusagen auf gleichberechtigte Weise. Außerdem können sie leichter eine symmetrische Beziehung entwickeln, weil sie von ihrer Struktur her und im Sozialstatus große Ähnlichkeit aufweisen.

Wissenschaften, deren Paradigma unsicher ist und verteidigt werden muss, haben es auch hier schwerer. Schon innerhalb der eigenen Zunft sind Kooperationen zwischen den Subparadigmen nicht leicht. Denn sie aktualisieren die strukturelle

Konkurrenz, so dass aus Kooperation leicht eine Konfrontation wird, die dann oft mit Abbruch oder ergebnislos endet, so dass alles bleibt, wie es war (und alle Beteiligten sich bestätigt fühlen). -

Dies gilt erst Recht für Außenkontakte. Man tut sich mit Wissenschaften, die sich einem Thema unter gänzlich anderen Vorzeichen nähern, vergleichsweise noch leicht, auch wenn die Beziehung in sozialer Hinsicht alles andere als symmetrisch ist. So ist es kein Zufall, dass der Kontakt zu den Neurowissenschaftlern für Psychoanalytiker einfacher ist (und momentan wesentlich intensiver betrieben wird) als der zur Soziologie. Ihre soziale Karriere gibt den Neurowissenschaften im Moment so viel Rückenwind, dass sie kaum Gründe haben, andere respektvoll zu behandeln. Jedenfalls ist es kein symmetrisches Beziehungsangebot, wenn Neurowissenschaftler explizit – wie in dem berühmten Manifest von 2003 – oder implizit behaupten, sie könnten alles und das besser. Aber selbst wenn das bedeutet, dass die Psychoanalyse sozusagen als Bittsteller auftreten muss, wenn sie hier Kooperationen auf die Beine stellen will, kann sie sicher sein, dass der naive Reduktionismus vieler Neurowissenschaftler die eigenen Kompetenzen nicht wirklich ersetzen kann. Insofern bleibt das eigene Paradigma unbedroht.

Das ist in der Beziehung zur Soziologie anders. Und zwar gerade weil hier Symmetrie besteht – nämlich eine Symmetrie in den skizzierten Theorieproblemen und im Sozialstatus. Es kommt jedoch noch Entscheidendes dazu. Zwar lassen sich Psyche und Gesellschaft logisch und empirisch ein Stück weit trennen und getrennt behandeln, aber im Prinzip sind sie sich gegenseitig bedingende und durchdringende, also systematisch vermittelte Momente einer dialektischen Einheit. Es gibt keine Psyche ohne Gesellschaft und keine Gesellschaft ohne Psyche. Wo es um Kooperation geht, hat man es daher mit einer *psychosozialen Hybridrealität* zu tun – mit einem autopoietischen Prozess, der nur durch das Zusammenspiel psychischer wie sozialer Faktoren zustande kommt und bestimmt wird.

Dabei gibt es jedoch – und das macht die Sache kompliziert – kein feststehendes Muster der Interferenz, sondern ein offenes Feld möglicher Variationen: Die beteiligten psychischen und sozialen Momente können mal so, mal anders zusammenspielen und sie können dabei in Funktion und Bedeutung variieren.

Diese Art von Komplexität lässt die Grenz- und damit Beziehungsprobleme erst richtig virulent werden. Denn wenn wo beide Seiten auf nicht festgelegte Weise relevant sein können, d.h.: Relevanz erst ausgehandelt werden muss, gibt es etwas zu gewinnen und zu verlieren, was die Lust an der Selbstbehauptung und die Angst, untergebuttert zu werden, aktiviert. Beides setzt die angesprochene Dynamik der kontrafaktischen Selbstüberschätzung in Gang, die eigene Sicht wird rigide behauptet, die andere abwertet. Das sinnvolle Zusammen-Denken unterschiedlicher Aspekte kippt dann in eine negative Reziprozität des Ringens um Zuständigkeit und Vorrang.

Richtig dramatisch wird dies Ringen jedoch erst, wenn dabei inhaltlich entgegengesetzte Strategien verwendet werden. Während die Psychoanalyse im Normalfall soziale Realität als Material des psychischen Prozessierens behandelt, versucht

Soziologie zumeist, Soziales un-psychologisch, nur mit Bezug auf Soziales, zu erklären. Die Leitstrategie der einen Seite ist damit ein no-go für die andere. Es leuchtet ein, dass man sich damit geradezu gegenseitig auf die Nerven gehen muss – einfach dadurch, dass man das tut, was man normalerweise tut.

Unter diesen Umständen ist es nicht so leicht, ein gemeinsames Objekt zu finden. Die Zumutung besteht darin, dass man ein Hybridobjekt – also ein Objekt, das mit „Fremdkörpern“ kontaminiert ist – lieben muss. Und die schwierige Kunst besteht nicht zuletzt darin, dass man daran gegen den destruktiven Sog der Interaktionsdynamik gemeinsam festhält. – Dazu kommt ein weiterer Punkt, der mit der spezifischen Komplexität autopoietischer Realität zusammenhängt. Konnotative Theorien erfassen aus den genannten Gründen ihren Gegenstand immer nur reduziert, weil es nicht möglich ist, alle beteiligten Momente zugleich und gleich gut zu erfassen. Diese Diskrepanz zwischen Realitätskomplexität und Theoriekapazität verschärft sich noch, wenn nicht nur eine, sondern verschiedene Perspektiven im Spiel sind. Denn die Gesamtkapazität dessen, was Theorie kann, weitet sich nicht aus. In der gemeinsamen Arbeit am Hybridobjekt kann daher keine der Seiten ihre volle Leistungsfähigkeit einbringen, sondern muss sich im Gegenteil einschränken, damit Platz für die andere Sichtweise entsteht. Und damit die Perspektiven überhaupt in Verbindung gebracht werden können, bedarf es einer Präsentation, die sich nicht nach innen richtet, sondern nach außen anschlussfähig ist. Pointiert gesagt: Die Kooperation zwingt die Beteiligten ein Stück weit zur Primitivisierung der Argumentation. Dies wiederum sorgt in der jeweiligen Zunft für Naserümpfen und verstärkt die Abstoßungsreaktionen, die ohnehin durch Grenzüberschreitungen provoziert werden.

Das alles schmerzt natürlich. – Insgesamt, so zeigen nicht nur die theoretischen Analysen, sondern auch einschlägige praktische Erfahrungen, sind Kooperationen dieser Art mit erheblichen Betriebskosten verbunden. Die eingangs beschriebenen Kontaktprobleme sind daher nicht das Ergebnis von Inkompetenz oder Zufall, sondern Resultat von strukturellen Konflikten und Schwierigkeiten. Um mit ihnen zurechtzukommen, braucht man nicht nur Motivation, sondern vor allem auch entsprechende Kompetenzen sowie ein gewisses Stehvermögen, um nicht zu sagen: Leidensfähigkeit. – Sie fragen sich jetzt vermutlich, warum jemand einen Vortrag über die Kooperation von Psychoanalyse und Soziologie hält, der darauf hinausläuft, dass das alles mühselig ist, dass es – so wie die Dinge jetzt stehen – kaum Anerkennung dafür gibt. Gutes Marketing ist das zumindest keines. Aber ich meine, dass das auch gar nicht nötig ist. Wer Kompetenzen hat, hat auch Verantwortung. Da Psychoanalyse und Soziologie bestimmte Beiträge zur Aufklärung nur zusammen erbringen können, führt an ihrer Kooperation objektiv kein Weg vorbei. Und dieses Projekt ist, wenn es erst mal etabliert ist, so robust, dass es das braucht und verträgt, was beide Paradigmen auszeichnet: einen ungetrübten Blick auf die Wirklichkeit. Das Nachdenken über Probleme soll ja dazu beitragen, dass man sie besser versteht. Dabei zeigt sich eben, dass es Methoden und Theorien schwer haben, ihren (autopoietischen) Gegenstand zu erfassen und dass es die Institutionen,

die mit diesen Theorien und Methoden arbeiten, es mit ihren Akteuren, mit ihrer Umwelt und mit sich selbst nicht leicht haben. Man kann daher nicht immer mit Erfolgen und Anerkennung rechnen.

Dieser Befund ist zwar ernüchternd, aber auch entlastend. Denn es ist klar: perfekte Resultate sind nicht zu erreichen und Unzulänglichkeiten sind nicht der Ausdruck von Versagen und Inkompetenz, sondern eines Scheiterns, welches ein Stück weit unvermeidlich ist. Allerdings: nicht jede Schwäche ist objektiv unvermeidbar. Der Umgang mit falliblen Methoden und Theorien, die mit Balanceproblemen kämpfen, will gelernt sein und kann gelernt werden. Daher macht es Sinn, entsprechende Ausbildungsprogramme anzubieten, um durch Professionalisierung die Risiken der Kooperation zu minimieren und die Chancen zur kreativen Nutzung des Potenzials zu erhöhen. Damit ist man die Probleme nicht los, aber zweifellos wird man dem Imperativ von Samuel Beckett („Try again, fail better“) besser gerecht. Und das ist in jedem Fall besser, als das enorm wichtige Projekt der Kooperation von Psychoanalyse und Soziologie zu vernachlässigen und das Potenzial ihrer Kooperation brach liegen zu lassen.